



Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Esslingen, 1959

Zweites Kapitel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83877](#)

ZWEITES KAPITEL

*Die auswärtigen Aufgaben des Reiches. — Die doppelte Front. — Lotharingien und die Westgrenze. — Die Ostgrenze: Ungarn und Slawen. — Italien und das Kaiser-
tum. — Lombardisches Königreich. — Römisches Kaisertum. — Burgund. — Die
Kaiserpolitik eine Verirrung? — Ihre realpolitischen Beweggründe. — Ihr Nutzen.*

Eine gewaltige Macht war es für damals, die der deutsche König in seiner Hand vereinigte, als es ihm einmal gelungen war, die Herrschaft im ganzen Land, gestützt auf die Kirche, zu erringen. Nirgends ringsum gab es ein Reich, das sich mit dem deutschen hätte messen können, da im Westen das französische Königtum zur selben Zeit in Ohnmacht versank und im Süden, in Italien, die Zersplitterung noch nicht überwunden war, die der Zerfall des fränkischen Reiches dort hinterlassen hatte. Deutschland war, modern gesprochen, im Abendland die einzige Großmacht der Zeit.

Welchen Aufgaben diente nun diese Großmacht?

Es kann keinen größeren Irrtum geben als die Vorstellung, die oft unbewußt oder nur halbbewußt, doch ziemlich verbreitet ist, als ob Staaten, Reiche, Könige sich ihre Aufgaben nach Belieben wählen dürften und die Politik eines Landes aus der Laune seines Herrschers erwüchse. Das kann wohl einmal als vorübergehende Verirrung vorkommen und immer nur in dem sehr beschränkten Sinn, daß eine vorhandene Möglichkeit aus persönlicher Vorliebe des Herrschers überschätzt oder eine Forderung für dringlicher gehalten wird, als sie ist. Im allgemeinen sind jedem Staat seine Aufgaben von außen her gestellt, und es kann sich für die Regenten nur darum handeln, sie zu erkennen und richtig gegeneinander abzuwägen. Das, was die Aufgaben stellt, ist die Geographie: die Lage und Art des Landes. Durch Lage und Art wird jedem Lande vorgeschrieben, ob und wie es sich zu verteidigen hat, ob und wie es wachsen soll und

kann. Darum ist der konstante Faktor, der die politische Geschichte aller Zeiten mit am stärksten bestimmt, eben die Geographie.

Auch die deutsche Geschichte steht von Anfang an unter dem *Zwang der geographischen Lage*. Durch sie wird ihr ein Problem gestellt, das sich vom ersten Tage durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinzieht und heute wohl auch dem blindesten Auge sichtbar ist: das *Problem der doppelten Front*. Kampf nach zwei Fronten ist gleichsam das Leitmotiv der deutschen Geschichte. Es entspringt daraus, daß Deutschland ein ausgesprochenes Binnenland ist, das zwischen großen fremdartigen Nachbarvölkern liegt und von ihnen nur durch schwache oder gar keine natürlichen Scheidelinien getrennt wird.

Das trat schon bei der Entstehung des altdeutschen Staates hervor und äußerte sich sofort in gleichzeitigen Kämpfen gegen Ost und West.

Im Westen besaß das deutsche Reich bei seinem Entstehen (911) eine scheinbar vortreffliche Grenze: es reichte bis zum Rhein und den Vogesen. Was jenseits auf dem linken Ufer lag, das ehemalige Königreich, nunmehrige Herzogtum Lotharingien — in modernen Begriffen: Lothringen, Pfalz, Rheinprovinz, Holland und Belgien bis zur Schelde — hatte den Abfall vom karolingischen Königshaus nicht mitgemacht und war somit »französisch« geworden. Wenn es dabei geblieben wäre, so hätte Deutschland eine natürliche Grenze mit einem Verlust auf anderem Gebiete erkauf, der einer dauernden Verstümmelung gleichzuachten wäre. Es handelt sich da nicht nur um einen beträchtlichen Bruchteil deutschen Volkes, sondern um Länder, die zu den am stärksten bevölkerten, am besten angebauten, reichsten und zivilisiertesten nördlich der Alpen gehörten und vor dem übrigen deutschen Reich einen weiten Vorsprung hatten. Man muß sich immer gegenwärtig halten, daß der größere Teil dessen, was das deutsche Reich damals umfaßte, kulturelles Neuland war. Für alle die Gebiete, die außerhalb der ehemaligen römischen Reichsgrenze lagen, in groben Umrissen also das rechts-

rheinische Deutschland südwärts bis zum Neckar und zur Donau, beginnt die Entwicklung zur Zivilisation eigentlich ja erst mit Karl dem Großen, für die ehemals römischen Gebiete hat sie mit Augustus begonnen. Das ist ein Abstand von 800 Jahren, so weit wie von uns bis zum ersten Kreuzzug. Das darf man nicht unterschätzen. Es kommt hinzu, daß die früher römischen Gebiete rechts des Rheins — Baden, Württemberg, Altbayern — eher von den Römern aufgegeben und durch den Einbruch der Germanen stärker mitgenommen waren, während auf dem linken Ufer die Zivilisation keine ernste Unterbrechung erlebt hatte.

Schon aus diesen Gründen bedeutete der Verzicht auf Lotharingien für das deutsche Reich eine Art von Selbstmord, eine Selbstverurteilung zur Bedeutungslosigkeit. Daß Konrad I. dennoch diesen Verzicht leistete, war ein Zeichen seiner Schwäche; er war nicht imstande, sich in Lotharingien als König durchzusetzen.

Heinrich I. aber benützte die Gelegenheit, dies rückgängig zu machen. Als im Jahre 923 der Karolinger auch im Westen vorübergehend entthront wurde und die Lothringer sich deshalb von Frankreich lossagten, griff Heinrich rasch und klug zu und sicherte sich selbst die Anerkennung. Damit war Lotharingien dem deutschen Reich gewonnen, seine Grenze bis an die Schelde, Maas, Argonnen vorgeschoben, der wertvollste Teil, einst das Kernstück des fränkischen Reiches, mit Deutschland vereinigt und Aachen, die Residenz Karls des Großen, zur ideellen Hauptstadt des deutschen Reiches gemacht — denn eine faktische konnte es in den damaligen, vorwiegend ländlichen Verhältnissen nicht geben.

Der neue Besitz mußte verteidigt werden, denn Frankreich wollte nicht gutwillig verzichten. Es hat noch im 10. Jahrhundert drei Versuche, im 11. wenigstens einen gemacht, sich Lotharingiens wieder zu bemächtigen, das heißt die Rheingrenze zu gewinnen. Die Versuche scheiterten alle an der Machtlosigkeit des westlichen Nachbarn, die zu erhalten die deutschen Könige aufmerksam bestrebt waren. Es ist nicht genug bekannt, wie Otto I. es verstand, in Frank-

reich den König und den Prätendenten und Führer der Aristokratie, die beide seine Schwäger waren, gegeneinander auszuspielen, so daß keine Partei der anderen überlegen wurde und der deutsche König beiden überlegen blieb. Ähnlich haben Ottos Nachfolger es später gemacht, und Frankreich war und blieb ungefährlich.

Im Osten war die Aufgabe nicht so einfach. Hier hatte man es zunächst mit einem militärisch furchtbaren Gegner zu tun, den Ungarn. Seit den letzten Jahren des 9. Jahrhunderts saßen sie in dem heute noch nach ihnen genannten Lande und in Niederösterreich. Von dort aus fielen sie in die westlichen Länder ein, raubten, plünderten und zerstörten und schleppten die Bewohner fort. Im Kampf gegen sie war Konrad I. gescheitert. Heinrich I. konnte wenigstens Norddeutschland schützen. Der große Erfolg, der ihn zuerst berühmt machte, war sein Sieg über die bis dahin unbesiegbaren Ungarn im Jahre 933.

Aber das war reine Verteidigung und dabei eine mühsame und stets unsichere Verteidigung. Erst die Vernichtungsschlacht, die Otto I. 955 bei Augsburg den wiedergekehrten Ungarn lieferte, machte der Landplage ein Ende. Jetzt konnte man zum Gegenangriff übergehen und die Eindringlinge aus den ehemals bayrischen Gebieten in Niederösterreich vertreiben. Den siegreichen Waffen folgte der Strom deutscher Ansiedler aus Bayern. Bis an die Leitha und darüber hinaus erstreckte sich die deutsche Kolonisation der südlichen Ostmark: das deutsche Österreich entstand.

Leichter wurde man mit den übrigen Nachbarn im Osten fertig, den Slawen, oder wie man sie damals nannte, den Wenden jenseits der Elbe, Saale und des Böhmerwaldes. Sie waren weder politisch geeint noch militärisch gefährlich, ein Bündel kleiner Völker, von geringer Kraft im Krieg wie im Frieden. Schon Heinrich I. vermochte die nördlichen von ihnen, an Elbe und Havel, zu unterwerfen. Der Gewinn ging 983 wieder verloren, als die Wenden sich einmal in Masse gegen die deutsche Herrschaft erhoben; nur das Land zwischen Saale und Elbe wurde behauptet. Behauptet wurde

auch die Einverleibung des Landes Böhmen, dessen Herzog (später König) seit 929 dem deutschen König huldigte und mit der Zeit in die Reihe der deutschen Reichsfürsten als der vornehmste der Laien einrückte. Wer die Bedeutung der Lage Böhmens kennt — Bismarck hat es die Zitadelle Europas genannt —, der wird die Wichtigkeit dieses Erfolges nicht unterschätzen. Es bildet die Hauptfestung an des Reiches Ostgrenze.

Die Festung wurde wertvoll, als seit dem Jahr 1000 für ein Menschenalter vorübergehend ein einiges großpolnisches Reich unter Boleslaw dem Tapfern entstand, das auf Kosten des deutschen zu wachsen begann. Dieser Gefahr zu begegnen, haben Heinrich II. und Konrad II. große Anstrengungen gemacht. Die längste Zeit vergeblich, bis es endlich 1031 nach dem Tode Boleslaws dank der Uneinigkeit seiner Erben und dank der Unterstützung durch den Großfürsten von Kiew gelang, das großpolnische Reich zu zertrümmern und dem polnischen Königtum für rund 250 Jahre ein Ende zu machen.

So waren in West und Ost die natürlichen Aufgaben gelöst, die Grenzen Deutschlands gesichert durch die Ohnmacht der Nachbarn. Das deutsche Volk schien die Wahl zu haben, wenn es wachsen, sich ausbreiten wollte, ob es die Richtung nach dem Westen oder die nach dem Osten oder beide zugleich einschlagen wollte.

Es hat keines von beiden getan. Im Südosten hat Kolonisation und Eroberung an den Grenzen des eigentlich madjarischen Volkslandes schon früh Halt gemacht. An Eroberung Polens ist nie gedacht worden. Hier wie dort begnügte man sich mit einer ziemlich platonischen Anerkennung der deutschen Oberhoheit. Auch der Vorstoß, den Heinrich I. in Brandenburg und Mecklenburg bis an die Ostsee unternahm, wurde nach dem Abfall der Wenden im Jahre 985 nicht wiederholt. Es ist genug, die Nachbarn im Zaum zu halten, daß sie die Grenze respektieren und Tribut entrichten. Mehr wird nicht erstrebzt. Von Annexionsversuchen nach Westen hin ist erst recht nicht die Rede.

Statt dessen richten sich die Blicke seit der Mitte des 10. Jahrhunderts dauernd nach Süden: Italien ist das Ziel der deutschen Auslandspolitik, der deutschen Machtentfaltung, der deutschen Ausbreitung. Wir stehen damit vor einer neuen Epoche: *der Entstehung des deutschen Kaisertums*. Es erfüllt die ganze ältere deutsche Geschichte, drei Jahrhunderte sind von ihm beherrscht, und auch später, als es in der Wirklichkeit längst vergangen war, hat seine Erinnerung noch eine starke, schließlich sogar steigende Wirkung geübt. Dieser Tatsache wird es also vor allem gelten gerecht zu werden, sie anschaulich zu sehen und ihre Ursachen zu erkennen, wenn wir die altdeutsche Geschichte, wenn wir unsere eigenen Vorfahren wirklich verstehen wollen.

Im Jahre 951 wurde der erste Versuch unternommen, Oberitalien zu unterwerfen. Gerufen von der Opposition im langobardischen Reich gegen dessen König Berengar II., überschritt Otto I. die Alpen, überwand den Gegner und nötigte ihn zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit. Zugleich sicherte er sich den freien Zugang zum Lande: Berengar mußte die Alpenübergänge und das ganze Festland östlich der Etsch abtreten: sie wurden zu Bayern geschlagen.

Der Aufstand der Herzöge in Deutschland 953/54 und der Ungarnkrieg 955 hatten den Verlust dieser Errungenschaften zur Folge. Berengar machte sich wieder unabhängig und nahm das abgetretene Gebiet zurück. Zugleich strebte er, sein Reich nach Süden auf Kosten des Kirchenstaats zu erweitern, vielleicht auch Rom zu unterwerfen. Der bedrohte Papst rief Otto zu Hilfe, und Otto eröffnete 961 den zweiten italienischen Krieg, der in kurzem zur vollständigen Eroberung des langobardischen Königreichs führte. Berengar endete in deutscher Gefangenschaft, Otto selbst machte sich zum König des Reichs. Zugleich ließ er sich im Januar 962 in Rom zum Kaiser krönen; das heißt, er nahm die Souveränität auch in Rom und dem päpstlichen Gebiet an sich.

Die folgenden Jahre sind erfüllt von Kämpfen und Verhandlungen mit dem Kaiser von Konstantinopel, um das Erworbene zu sichern.

Das Ergebnis ist, daß man sich in Konstantinopel dazu bequemt, das neue Kaisertum in Rom anzuerkennen, und auch die Tatsache hinnimmt, daß die langobardischen Fürstentümer in Unteritalien, Benevent, Capua, Salerno, unter deutsche Oberhoheit treten, wogegen Otto darauf verzichtet, die griechisch gebliebenen Küstenstädte zu annexieren.

Damit sind die staatsrechtlichen Umrisse des Kaisertums für lange Zeit festgestellt. Nur einmal ist vielleicht in der Folgezeit durch Otto II. der Versuch gemacht worden, den deutschen Einfluß über ganz Unteritalien auszudehnen. Es war im Kampf gegen die Araber, die von Sizilien aus vordrangen. Der Versuch, wenn er ernst gemeint war, was keineswegs feststeht, führte 982 zu einer Niederlage des deutschen Heeres und endete im folgenden Jahre mit dem frühen Tode des jungen Kaisers.

Die deutsche Herrschaft im langobardischen Reich ist nicht schwer zu behaupten gewesen. Nur einmal, nach dem Tode Ottos III. (1002), ist dort der Versuch gewagt worden, sich von Deutschland wieder unabhängig zu machen. Tatsächlich hat wenigstens ein Teil des Landes damals etwa zwölf Jahre lang einen einheimischen Großen, Hartwin von Ivrea, als König anerkannt. Aber doch nur ein Teil, der andere hielt am deutschen Herrscher fest, und als Hartwin starb, war Kaiser Heinrich II. allgemein anerkannt. Nach dessen Tod (1024) erstarb der Versuch der Emanzipation schon im Keime, da sich kein Träger für die freie Lombardenkrone finden wollte. Französische Große, denen man sie anbot, dankten für die aussichtslose Ehre.

Von da ab ist die Verbindung der Lombardei mit Deutschland fest; niemand hat mehr daran gedacht, sie zu lösen.

Stütze der deutschen Herrschaft ist in der Lombardei wie in Deutschland selbst die Kirche. Die Bischöfe sind auch hier die geborenen Parteigänger des Königs, da er allein ihnen die Reichsunmittelbarkeit und damit ihre ganze Machtstellung verbürgen kann gegenüber den weltlichen Dynasten, die nach der Unterwerfung der Kirchen

in Italien ebenso streben wie in Deutschland die Herzöge. Die Bischöfe waren es denn auch, die die Partei Heinrichs II. gegen Hartwin hielten und Heinrich zum Siege verhalfen. Seitdem war es immer öfter vorgekommen und schließlich ein Grundsatz der Politik der deutschen Kaiser geworden, daß die Bistümer, wo es anging, mit deutschen Geistlichen besetzt wurden. Gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts sind in der östlichen Hälfte von Oberitalien die Mehrzahl der Bischöfe solche deutsche Einwanderer, die der König eingesetzt hat, damit sie die deutsche Politik in Italien vertreten und stützen.

Mehr Schwierigkeiten hat die Sache in Rom gemacht. Hier hatte schon Otto I. mit Abfall und Empörung zu tun. Er war genötigt, den Papst, der ihn zu Hilfe gerufen hatte, absetzen und bei wiederholtem Abfall eine Anzahl Hinrichtungen vornehmen zu lassen. Später ist das noch öfters vorgekommen, ja das deutsche Kaisertum hat sogar mehrfach, in der Kindheit Ottos III. und nach seinem Tode (1002), für Jahre ganz ausgesetzt. Schließlich konnte es aber immer wieder hergestellt werden, und seit Konrad II. (1027) bürgert sich die Vorstellung ein, daß der deutsche König ohne weiteres ebenso wie König der Lombardei auch Kaiser der Römer ist. Rom, Italien und Deutschland bilden eine feste Einheit, und der in Deutschland gewählte König ist zugleich Herrscher im Gesamtreich, für das der Name eines *römischen Reiches* aufkommt. Völlig durchgedrungen ist diese Vorstellung, daß das deutsche Reich ein römisches Reich und Rom die Hauptstadt sei, erst im 12. Jahrhundert. Aber vorhanden ist sie schon um 1040. Schon damals kommt für den deutschen König, der noch nicht in Rom die Kaiserkrone empfangen hat, der Titel eines römischen Königs, *rex Romanorum*, vor, sogar im amtlichen Sprachgebrauch. Das deutsche Reich und der deutsche König hatten also endlich ihren Titel gefunden, indem sie im römischen Reich und Kaisertum aufgingen.

Ob die Behauptung Italiens auf die Dauer möglich gewesen wäre ohne die Annexion eines anderen früher selbständigen Reiches, ist die Frage. Es handelt sich um das Königreich Burgund, das die

heutige Westschweiz (westlich der Aare), die Franche-Comté, Savoyen, Dauphiné und Provence umfaßte. Die Eroberung erfolgte nach dem Aussterben des einheimischen Königshauses im Jahre 1034 durch Konrad II. Eigentlichen Machtzuwachs hat diese neue Herrschaft kaum gebracht, ihr Wert lag in der erleichterten Verbindung zwischen Deutschland und Italien. Bis dahin hatte man nur die Pässe des Brenner und Septimer benutzen können, von denen der zweite für militärische Zwecke wenig geeignet war, so daß Verona den einzigen bequemen Zugang bildete — sehr leicht zu sperren. Jetzt standen auch die vorzüglichen Straßen über den Großen Bernhard, Mont Cenis und Mont Genèvre zur Verfügung *, man konnte also im Kriegsfall unter Umständen an zwei Stellen, im Veronesischen und Mailändischen, zugleich einmarschieren. Nicht zu reden von den Wirkungen, die es haben mußte, wenn in Friedenszeiten der Verkehr zwischen Deutschland und Italien statt auf zwei Straßen auf fünf oder vier unbehindert sich abspielen konnte.

Daran muß man auch in Italien ein Interesse genommen haben. Warum hätten sonst die italienischen Bischöfe sich an der Eroberung Burgunds beteiligt? Geführt von den Erzbischöfen von Ravenna und Mailand, rückten sie von Süden ins Land, während die Deutschen unter Kaiser Konrad von Norden, von Basel aus, heranzogen. Es war wie die Eröffnung eines Tunnels: er wird von zwei Seiten zugleich gebohrt. Der neue Tunnel zwischen Deutschland und Italien hat sogleich gewirkt. Noch unter Konrad II. beginnt die klassische Zeit der deutschen Herrschaft in Italien, die unter seinem Sohn und Nachfolger Heinrich III. zur Blüte gedeiht.

Dies ist die Erscheinung des altdeutschen Kaisertums, wenn man es als realpolitische Bildung betrachtet; sozusagen das empirische Kaisertum. Man wird vielleicht von dieser Darstellung überrascht und befremdet sein, weil man an ein Bild gewöhnt ist, das etwas anders aussieht. Allerdings pflegt man das Kaisertum der Ottonen, Salier

* Eine Benutzung des Gotthardpasses ist vor dem 13. Jahrhundert nicht nachweisbar.

und Staufer in der Literatur wohl anders zu zeichnen. Da ist die Rede von einer Weltherrschaft mit religiös-kirchlichem Nimbus, von einem »heiligen« römischen Reich deutscher Nation, das eine kirchlich geweihte Erneuerung des altrömischen *imperium orbis universi* habe sein wollen. Da spricht man von dem steten Bestreben der deutschen Herrscher, die von der Kirche geweihte höchste Würde der Christenheit zu erwerben, die ihnen mit dem Vorrang vor allen Königen zugleich einen Herrschaftstitel über alle Lande des Erdkreises verliehen haben soll. Also eine Art weltliche Theokratie, deren praktischer Nutzen allerdings schwer zu finden wäre. Denn eine Herrschaft über die Nachbarreiche haben die deutschen Kaiser tatsächlich niemals ausgeübt; in dieser Hinsicht wäre ihr Kaisertum immer nur ein Titel geblieben.

Das ist für unser Gefühl etwas sehr Fremdartiges. Man müßte, wenn dies wirklich die Idee des Kaisertums gewesen wäre, schon eingestehen, daß die altdeutschen Herrscher ihre auswärtige Politik von Beweggründen haben bestimmen lassen, die wir kaum noch als politische gelten lassen könnten. Dies aber würde nichts anderes bedeuten als die schärfste Verurteilung ihres Tuns, denn eine Politik, die sich nach unpolitischen Gesichtspunkten richtet, ist unter allen Umständen schlecht. Sie ist zwar mitunter gemacht worden, aber Erfolg und Nutzen hat sie noch nie gehabt.

An solchen Verurteilungen des altdeutschen Kaisertums hat es denn auch nicht gefehlt. Angesehene Geschichtsschreiber haben sich dahin vernehmen lassen, dieses beständige Streben deutscher Könige nach Italien sei eine Verirrung gewesen und habe sich am deutschen Volke bitter gerächt. Geblendet durch den mystischen Glanz der Kaiserkrone hätten die deutschen Könige bescheidenere, aber näherliegende und darum wichtigere Aufgaben vernachlässigt, nämlich die stetige Stärkung ihrer Macht in Deutschland, sei es durch Besetzung der Stammesherzöge, sei es durch Ausdehnung der Grenzen und Kolonisation nach dem Osten, was schon damals zur staatlichen Einigung der Nation hätte führen können. Die Kritiker kön-

DIE KAISERPOLITIK EINE VERIRRUNG?

nen sich scheinbar auf das Urteil der Geschichte berufen. Die Kaiserpolitik ist schließlich gescheitert, und, wie Heinrich von Sybel, der geistvollste und bedeutendste Vertreter dieser Ansicht, sich ausdrückt, den Traum einer theokratischen Weltherrschaft, den ihre Herrscher träumten, hat die Nation mit jahrhundertelanger Ohnmacht und Zersplitterung bezahlen müssen.

Dieses Urteil scheint auf den ersten Blick einleuchtend. Man kann sich nicht wundern, daß unter Gelehrten wie Laien nicht wenige dazu neigen, die italische Politik der deutschen Könige für eine Verirrung zu halten, weil sie eines festen Ziels und dauernden Nutzens entbehrte und schließlich doch die Kräfte des Reiches überstieg.

Ich glaube nicht, daß man damit den Menschen und Dingen gerecht wird. Ich kann mich vor allem nicht dazu verstehen, ganze Generationen der Vergangenheit für politisch verbündet oder töricht zu halten. Denn darum wird es sich handeln: nicht ein einzelner Herrscher, etwa Otto I., hätte geirrt, sondern ebenso auch alle seine Nachfolger. In der langen Reihe deutscher Könige von Otto I. bis zu Otto IV., also während 250 Jahren, ist nicht einer, der nicht hätte Kaiser werden wollen. Für alle ohne Ausnahme ist die Kaiserkrone das gegebene Ziel ihres Strebens. Zudem war das deutsche Reich, wie wir wissen, nichts weniger als eine absolute Monarchie, seine Politik wird von den Fürsten bestimmt, kein König wäre in der Lage gewesen, gegen den Willen der Nation militärische Unternehmungen zu machen. Es ist also gar nicht daran zu denken, daß eine Politik, die 250 Jahre lang festgehalten wird, nicht nach dem Sinne der Nation gewesen wäre. War sie verkehrt, dann waren eben acht Generationen von Deutschen politische Narren. Wir sind ja nun heute mit der Vorstellung vertraut, daß ganze Völker — nicht nur das deutsche — zeitweilig von politischem Irrsinn befallen werden. Aber daß die Krankheit einmal 250 Jahre gedauert haben sollte, ist doch schwer zu glauben, und zudem handelt es sich in der Zeit, von der wir reden, nicht um die Massen des politisch unwissenden und darum leicht anzusteckenden Volkes, das in neueren Zeiten

ZWEITES KAPITEL

mitreden darf — die Massen sind im frühen Mittelalter völlig einflußlos —, sondern um die Fürsten, also um einen kleinen Kreis von Personen, die man sich als wirkliche Staatsmänner vorstellen darf — man muß dabei vor allem an die Bischöfe denken —, um Männer, die in der Politik zu Hause sind und sie mit Sachkenntnis und Überlegung treiben, die die Wirklichkeit kennen, Erfahrungen sammeln und eine politische Tradition haben. Ehe man diese Männer, die klügsten Köpfe der Nation während zweieinhalb Jahrhunderten, in Bausch und Bogen als Narren oder Toren verurteilt, wird man doch untersuchen müssen, welche Beweggründe denn dazu geführt haben mögen, daß das deutsche Reich bei der Ausbreitung seiner Macht die Richtung weder nach Osten noch nach Westen einschlug, die beide offen lagen, sondern sich nach Süden wandte, wo scheinbar die Grenze durch nationale Gegensätze — Deutsche und Welsche — und durch ein großes geographisches Hindernis, die Hochalpen, so scharf wie möglich bezeichnet war.

Die Frage nach den Beweggründen muß um so mehr gestellt werden, weil sie bisher auffallenderweise vernachlässigt worden ist. Statt nach den Motiven zu *forschen*, hat man sie als bekannt vorausgesetzt: für die einen ist es nur »der mystische Glanz der Kaiserkrone«, für die anderen außerdem noch die alte und unausrottbare Sehnsucht der Deutschen nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, der Zug zur Sonne. Prüft man aber die Dinge näher, so stellt sich heraus, daß beides falsch ist.

Die romantische Sehnsucht nach dem Lande der Sonne ist den Deutschen des 10. und 11. Jahrhunderts sehr fremd. Wo sie einmal darauf zu sprechen kommen, äußern sie deutlich Abneigung gegen Land und Leute. Italien und die Welschen sind ihnen unangenehm; das Klima ist mörderisch, und die Menschen sind falsch und treulos. Versuche, sich dort niederzulassen, haben — außer den Bischöfen, die der Kaiser hinschickte — in dieser ganzen Zeit nur verschwindend wenige gemacht, und als Kaiser Otto III., der Sohn einer griechischen Prinzessin, der sich als Grieche und Römer fühlte und sein Deutsch-

DIE KAISERPOLITIK EINE VERIRRUNG?

tum geringschätzte, seinen Sitz in Rom aufschlug, verlor er die Liebe der Deutschen. Die Romantik moderner Italienfahrer dürfen wir als Motiv der Kaiserpolitik getrost streichen.

Aber auch mit der kirchlichen Romantik, dem Zauber des Weltkaisertums, ist es nicht anders. Die Zeitgenossen Ottos I., der dieses Kaisertum gründete, wissen nichts davon, und in den folgenden 200 Jahren ist nie davon die Rede, ausgenommen wiederum Otto III., diesen völlig undeutschen Herrscher. Der gefiel sich in der Rolle eines römischen Weltkaisers und wollte über Reich und Kirche gebieten als Diener Christi und der Apostel. Aber eben darum wandten sich die Deutschen von ihm ab; hätte er länger gelebt, er hätte sich in Deutschland schwerlich behauptet.

Dieses angebliche »heilige« römische Reich, das man seit Otto I. bestehen lassen möchte, ist in Wahrheit eine viel spätere Konstruktion, eine Theorie, die sich erst festsetzte, als das Reich in Wirklichkeit nicht mehr bestand. Bei seiner Entstehung ist von religiöskirchlicher Romantik nicht das mindeste zu spüren. Es ist eine höchst nüchterne, ganz realpolitische Sache, eine Frage der Macht und weiter nichts. Als solche werden wir suchen müssen, es zu verstehen. Gewiß darf man dabei die kirchlichen Gesichtspunkte nicht ganz außer acht lassen. Für einen König wie den deutschen, der sich in der Hauptsache auf die Kirche stützte, verstand es sich von selbst, daß auch seine auswärtige Politik mit kirchlichen Interessen übereinstimmen mußte. Das war hier ohne Frage der Fall. Man kann sich denken, daß der Schutz der römischen Kirche, der seit alters mit dem Kaisertum verbunden war, das Ansehen des deutschen Herrschers nicht wenig erhöhte. Das wäre psychologisch ganz im Sinne der Zeit gedacht.

Man kann auch weitergehen und finden, der deutsche König, dessen Herrschaft auf der Beherrschung der deutschen Kirche ruhte, habe ein Interesse daran gehabt, auch in Rom zu gebieten, wo das geistliche Oberhaupt der deutschen Bischöfe saß. Auch diese Erwägung könnte mitgesprochen haben.

Vor allem aber: das deutsche Kaisertum im 10. Jahrhundert entsprach der Überlieferung. Noch war es ja kein Jahrhundert her, daß das fränkische Reich untergegangen war, noch war die Erinnerung daran lebendig, daß das Abendland eine Einheit gebildet hatte unter dem Zepter eines fränkischen Kaisers und Königs, in der guten alten Zeit, in deren Hintergrund sich die mächtige Gestalt Karls des Großen immer gewaltiger und immer leuchtender erhob, je weiter man zeitlich von ihr abrückte. Noch erschienen die Sonderreiche, die sich auf dem Boden des fränkischen Gesamtreiches gebildet hatten, als Teile eines Ganzen, und der feste Zusammenhang der römisch-katholischen Kirche sorgte dafür, daß diese Vorstellung lebendig blieb. Ein fränkischer König war ja auch Otto I., unbestritten der mächtigste von allen: auch außerhalb der eigenen Grenzen, in Frankreich, in Burgund, in der Lombardei übte er bestimmenden Einfluß. War es da nicht der gegebene und natürliche Wunsch, daß in seinem Reich und in seiner Person die größten und schönsten Erinnerungen wieder aufleben möchten, von denen die damalige Welt wußte? Man darf doch nicht vergessen, daß Otto die Herrschaft sowohl im lombardischen Königreich wie in Rom angegriffen wurde. Hätte er darauf verzichten sollen, verzichten können, ohne sich selbst klein zu machen?

Stellen wir uns einmal vor, welches die Folgen gewesen wären, wenn Otto I. »in weiser Selbstbeschränkung«, wie seine modernen Kritiker ihm empfehlen, auf die angebotene Herrschaft in Italien verzichtet hätte. Ein italienisches Großreich, ein geeintes Italien unter dem Lombardenkönig Berengar schien sich bilden zu wollen. Wenn das gelang — und ohne das Eingreifen der Deutschen konnte es gelingen —, so wäre südlich der Alpen eine zweite abendländische Großmacht entstanden, mit der man auch im Norden alsbald hätte rechnen müssen. Ein geeintes Italien hätte unfehlbar binnen kurzem ein fühlbares Übergewicht erhalten und auch auf Deutschland und sogar in Deutschland einen Druck ausgeübt. Man male sich einmal aus, was das unter Umständen bedeuten konnte: der deutsche König

auf die Bischöfe angewiesen, und der Papst von einem italienischen Kaiser abhängig! Jeder Zwiespalt im deutschen Reich, jede Erhebung der Herzöge lieferte dann das deutsche Königtum dem Italiener aus; er war tatsächlich der Oberherr und konnte es auch der Form nach werden.

Aber auch auf einem anderen Gebiet hätte ein geeintes Italien auf Deutschland gedrückt. Es wäre in der Lage gewesen, die Deutschen ganz nach Belieben vom Weltverkehr abzuschneiden. Dabei müssen wir gewissen geographischen Vorstellungen gründlich entsagen, in denen wir heute zu denken gewohnt sind, die aber auf das frühe Mittelalter gar nicht passen. Für uns liegt Deutschland in der Mitte Europas, im Mittelpunkt des großen Verkehrs. Das Deutschland von damals ist in mehrfacher Hinsicht Europas Hinterhaus; es steht in der Zivilisation zurück, an seiner Ostgrenze beginnt die Wildnis, da ist die Welt zu Ende; und es liegt abseits der großen Heerstraße des Welthandels, dessen Hauptschlagader von Vorderasien und Konstantinopel durch das Mittelmeer nach Italien und von hier über die Westalpen nach Frankreich läuft, an Deutschland vorbei, das ja im 10. Jahrhundert, wie wir schon wissen, nur über den Brenner und Septimer Anschluß an Italien hat. Je mehr man also in Deutschland das Bedürfnis fühlte, am Welthandel teilzunehmen und sich die Güter höherer Zivilisation zu eigen zu machen, die der Osten dem Westen über Italien sandte, desto dringender mußte man wünschen, die Verbindung mit dem Osten, mit Konstantinopel, sich zu sichern. Die Stelle, wo diese Verbindung zu finden war, hieß Venedig, die freie Stadt, die dem Namen nach noch immer zum byzantinischen Reich gehörte und auch tatsächlich seinen Brückenkopf und den Hauptstützpunkt seines Handels im Westen bildete.

Nun male man sich weiter aus, in welche Lage Deutschland gekommen wäre, wenn sich zwischen seine Grenzen und Venedig ein geeintes und starkes italienisches Reich geschoben hätte! Deutschland wäre vom Welthandel abgeschnitten gewesen, so oft es dem Italiener paßte; oder anders ausgedrückt, es hätte für seinen Verkehr mit

Venedig, für alles, was es aus dem Osten bezog, dem italienischen Reich buchstäblich seinen Zoll entrichten müssen. Schon um dem vorzubeugen, war ein deutscher König genötigt, in Italien einzugreifen, die Bildung des italischen Einheitsstaates zu verhindern. Das wirksamste Mittel hierzu, auf die Dauer vielleicht das einzige wirksame Mittel war, daß man selbst die Herrschaft in die Hand nahm. Wie so oft in der Geschichte, ist auch hier die Eroberung aus einem Bedürfnis der Abwehr hervorgegangen.

Daß dies keine nachträgliche Konstruktion ist, zeigt das Verfahren, das Otto I. einschlug. Er hat sich keineswegs sofort auf die römische Kaiserkrone gestürzt. Rom steht überhaupt die längste Zeit ganz im Hintergrund. Worum es sich zunächst handelt, ist das lombardische Reich. Auch dieses wird nicht sofort »annektiert«, sondern zunächst (952) bestehen gelassen und nur zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit und Abtretung des Hinterlandes von Venedig nebst den dorthin führenden Zugangsstraßen genötigt. Deutlich sieht man hier, worauf es den Deutschen ankommt: unmittelbare Verbindung mit Venedig. Aber es stellt sich heraus, daß diese Politik keine Sicherheit bietet, bei erster Gelegenheit geht das Gewonnene wieder verloren. Jetzt erst (962) entschließt man sich zum Äußersten, zur Unterwerfung des ganzen lombardischen Reiches. Ein Handelsvertrag mit Venedig, der schon bald darauf geschlossen wird und den Venetianern in Ottos Reich die gleiche Freiheit des Verkehrs gewährt, die sie bisher im Gebiet des langobardischen Königs genossen haben, drückt das Siegel darunter.

Ottos Nachfolger haben nicht anders gehandelt. Auch ihr Augenmerk ist hauptsächlich auf Oberitalien gerichtet, insbesondere auf den Nordosten. Diesen Teil vor allem suchen sie fest in der Hand zu behalten. Aquileja und Verona werden möglichst eng mit Deutschland, an Bayern und Kärnten angegliedert, verbunden, in die Bistümer des Landes nach Möglichkeit deutsche Geistliche gesetzt. Rom und das Kaisertum sind im Vergleich damit gleichsam nur Flankenschutz, unentbehrlich, wenn man das lombardische Reich sicher be-

herrschen will, denn von einem selbständigen Rom aus könnte ein Aufstand in Oberitalien leicht genährt werden, zumal bei der Abhängigkeit von Rom, in der sich die italischen Bischöfe befinden; sind sie doch zum Teil unmittelbare Suffragane des Papstes. Darum muß man Roms und des Papstes sicher sein, will man nur Oberitalien behaupten. Zu diesem Zweck genügt es aber, daß in Rom eine deutschfreundliche Adelspartei regiere und ein deutschfreundlicher Papst auf Petri Stuhl sitze. Dafür sorgen die deutschen Kaiser, weiter gehen sie nicht. Rom und der Kirchenstaat sind autonom, in ihre inneren Angelegenheiten wird möglichst wenig eingegriffen. Von Otto III., der es anders machen wollte, muß man dabei absehen; seine Politik fand in Deutschland weder Billigung noch Unterstützung, er war aus der Rolle gefallen.

Alles in allem sind auch die Anstrengungen nicht allzu groß gewesen, die Deutschland im ersten Jahrhundert des Kaisertums gemacht hat, um die Herrschaft in Italien zu erwerben und zu behaupten.

Gegen Ungarn und Polen hat man öfter zu Felde ziehen müssen und größere Opfer gebracht. In Italien verzeichnet die Geschichte dieser ganzen Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts eine einzige größere und verlustreiche Schlacht, die Niederlage Ottos II. im Jahre 982, und diese spielt nicht im natürlichen Bereich des Kaisertums, wurde nicht geschlagen um der Kaiserkrone willen, sondern bei einer exzentrischen Unternehmung jenseits der Grenzen, die Otto I. seinem Reich gezogen hatte. Alles andere hat sich verhältnismäßig mühelos und verlustlos abgespielt; so groß war die Überlegenheit Deutschlands.

Daß es sich auch gelohnt habe, brauchen wir nicht zu bezweifeln. Gerade so gut könnte man in Frage ziehen, ob sich für das moderne England die Herrschaft in Indien gelohnt habe. Italien war damals in jeder Hinsicht das reichste, in Wirtschaft und Zivilisation vorgeschrittenste Land. Daß der ständige Austausch mit ihm, der durch die deutsche Herrschaft belebt wurde, auf die Entwicklung Deutschlands höchst förderlich gewirkt hat, ist unbestreitbar. Aber auch im

ZWEITES KAPITEL

ganz trivialen Sinne muß es sich bezahlt gemacht haben, daß man über die Alpen zog. Italien war das Land des Bargelds, das im Norden noch selten und teuer war. Hier hatte der König, ganz abgesehen von dem Recht des Siegers, seit alter Zeit wertvolle Rechte der Besteuerung. Zölle und Wegegelder gehörten ihm und trugen bei dem hochentwickelten Handelsverkehr bedeutende Summen ein. Sogar eine direkte Heersteuer stand ihm zu — woran er in Deutschland gar nicht denken konnte. Wir brauchen nicht zu zweifeln, daß Otto I. und seine Nachfolger aus diesen Einnahmequellen zu schöpfen verstanden haben, und daß Deutschland durch ihre Herrschaft in Italien — kurz gesagt — reicher geworden ist. Was der einzelne Deutsche gewonnen hat, der im Gefolge des Königs über die Alpen zog oder sich zum Bischof im Welschland machen ließ, entzieht sich jeder Berechnung.

Wo hätte man in damaligen Zeiten einen Ersatz finden können für das, was Italien bot?

Die Kritiker des altdeutschen Kaisertums weisen auf den Osten, auf die weiten Strecken wendischen Landes, die der Besiedlung harrten. Sie vergessen die Frage, was denn diese Länder damals wert waren. In den Sümpfen jenseits der Elbe waren keine Reichtümer zu holen; noch hatte man nicht gelernt, sie auszutrocknen — das blieb späteren Zeiten mit entwickelterer Technik vorbehalten. Und die Sandbüchse der Mark Brandenburg ist der kümmerlichste Teil des Reiches noch jahrhundertelang geblieben und ist ja auch heute noch kein Juwel. Nur mit unendlichen Mühen hat dieses ganze Neuland später dem deutschen Volke nutzbar gemacht werden können. Im 10. und 11. Jahrhundert fehlte dafür das erste und wichtigste Mittel: die Menschen. Das Deutschland Ottos I. hatte noch keinen Überschuß an Bevölkerung, wohl aber noch genug rodungsfähiges Land in den eigenen Grenzen. Sehen wir doch, daß sogar die schon einmal vollzogene Unterwerfung der Wenden an der Havel und in Mecklenburg nach 983 aufgegeben wird. Es lohnte offenbar nicht, denn besiedeln konnte man das Wendenland ja doch nicht.

Mit diesem Argument der versäumten Kolonisierung des Ostens sollte man also nicht kommen, wenn man der Politik der ersten deutschen Kaiser etwas am Zeuge flicken will. Wer ihnen hätte raten wollen, die lombardische und die römische Krone und alle Schätze Welschlands fahren zu lassen, um dafür wendische Sümpfe und Sandhügel zu erobern, den hätten sie ausgelacht, und alle Zeitgenossen hätten in das Gelächter eingestimmt. Wenn schon einmal erobert werden sollte — und ein Kriegerstaat wie der altdeutsche muß erobern, wenn er seine Natur und seine Stärke behalten will; der Imperialismus ist die Signatur dieser frühen Zeiten, in allen Ländern, auch die Engländer haben ihn und die Franzosen; jene besaßen zuzeiten mehr als halb Frankreich und wollten es dreihundert Jahre lang nicht fahren lassen, und diese zogen aus unter der Fahne des Kreuzes, um sich im Orient Herrschaften und Fürstentümer zu gründen — wenn, sage ich, Deutschland erobern sollte, so war Italien, so wie die Dinge damals lagen, das natürliche Ziel. Jede vernünftige Expansion bewegt sich in der Richtung des geringsten Widerstandes und des größten Gewinns, so wie das Wasser den Berg hinabfließt. Beides traf damals in Italien zusammen: der Widerstand war so gering, wie der Gewinn groß war. Die Unterwerfung Italiens, die Gründung des deutsch-römischen Reiches war also unter den gegebenen Verhältnissen die richtige Politik.

Wir haben länger hierbei verweilt, und ich glaube nicht, daß ich dies zu rechtfertigen brauche. Handelt es sich doch um eine Erscheinung, die der ganzen älteren deutschen Geschichte ihren Stempel aufgedrückt hat, die man also verstehen muß, wenn man die Anfänge des staatlichen Lebens unserer Nation verstehen will; und überdies um eine politische Tat, die bis auf diesen Tag die glänzendste geblieben ist, die der deutschen Nation glückte. Ich möchte wünschen, daß es mir gelungen sei, einige Fingerzeige zu geben — wie man den Gedanken nachkommen kann, die unsere Vorfahren auf diesen Weg führten, ohne daß man genötigt wäre, sie für törichter zu halten als spätere Geschlechter.